

ft er
er 6 li
e.
wün
terun
in
keit
aben
Abre
dab
fent
ustän
Kre
verm
ttellu
deut
in",
die m
feldgr
ewe
ungen,
im
ginges
Erbfein
egen.
in
bitt
ist lie
Depe
Nachen
— Bin
vielen
hau
geln
Brie
gen
glück
elangt.
ame, so
es mög
Marga.
Benige
arauf
kam
selbst.
ante Do
öffn
ihre
und
zog
das
gehe
Bögle
fest
hinein.
„Gott,
was
ist
der
stolze
Marga
gewor
den?
So ein
gebro
chenes,
blass
es du
böses
Mädel,
hast
du en
dlich
heim
gefun
den!“
Ach,
Tant
chen,
ich ha
be mich
so furch
tbar ge
seht und
Ent
setzt
erlebt.
Kannst
du mich
denn noch
liebhaben?
Stößt
mich
nicht von
dir.“
e?
de
er
g
ein
erm
illu
se



Illustriertes Sonntags-Blatt

1917. * Nr. 9

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.

Verlag von Joh. Wilh. Hörter in Sadamar.

Heimgesunden.

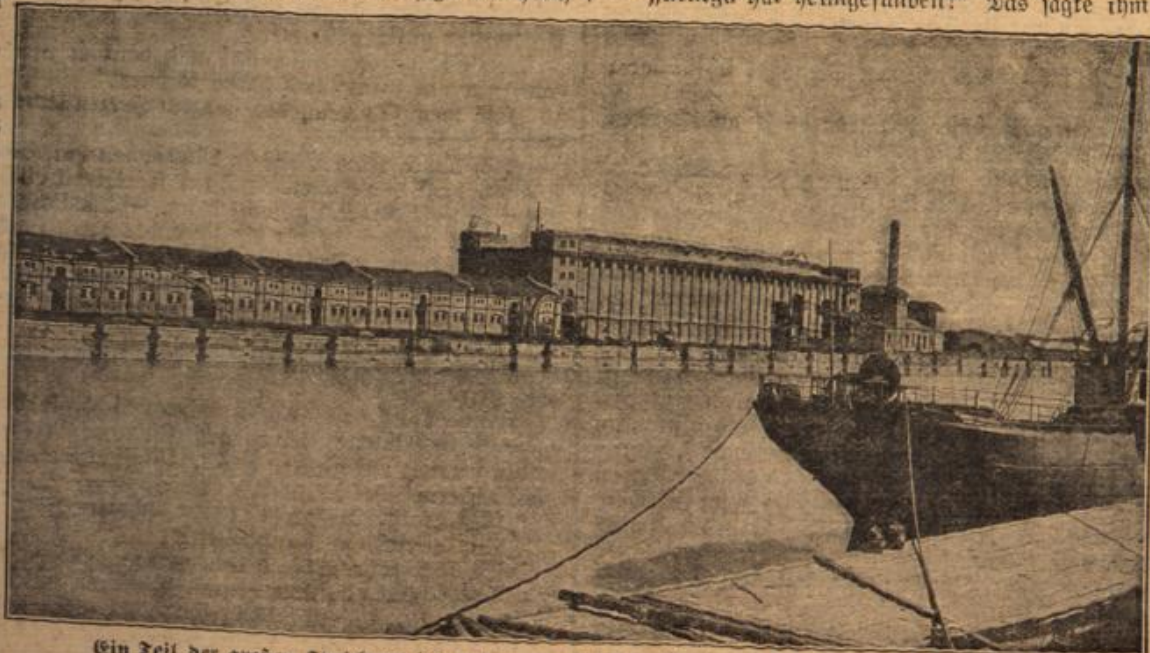
Roman von Fritz Daum.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Es war der frühen Morgenstunde waren die Schlossleute zur Stelle, als Leutnant von Döbbeln, den sie fast nicht kannten, abfuhr. Ein Hurra brauste hinter dem Wagen her und der alte Kutscher stimmte die „Wacht am Rhein“ an. So hörte keiner das wehe trodene Schluchzen auf der Veranda. Lautropfen fielen die Tränen auf die Blätter des Schlingdorns. Und die Stunde kam, wo der Schlossherr im feldgrauen Waffenrock das Schloß seiner Väter verließ, um sein Blut dem Vaterlande zu weihen. Noch einmal wandte er sich — gerade wurde die Sonne mit dem weißen Adler im blauen Felde eingeholt. „Leb wohl, teure Heimat! Mein Arm und mein Schwert stehen dich!“ Leise sagte er an den Ballast. Noch ein kurzer Abschied bei der Baronin auf Seeburg. „Gott schütze Sie und führe Sie wieder zu uns, Waldeemar!“ „Dank, beste Freundin, und — seien Sie gut zu Marga — ich liebe Sie!“ — Rasch riss er sich los, denn er fühlte, wie in Gedanken an die Flüchtlinge all das Bittere in ihm aufwallte. — ins Feld! — Die Hörner schmetterten. „Zum Rhein, deutschen in“, fan die muti feldgrau enwe sungen, im m ginges Erbfein egen.

„Kind, wäre das Liebe, die nicht im Verzeihen groß sein könnte. Du hast mir so viel Sorgen abgepreßt, da muß ich dich ja noch viel mehr lieben.“
„O, du Einzige! Du wirfst mich ja ganz zu Boden mit deinem goldenen Herzen. Das verdien' ich ja nicht.“
„Indem du einiehst, welch großes Unrecht du uns getan, hast du zugleich deine Strafe, darüber mußt du dir selbst hinweghelfen.“
Auf einmal wurden Margas Augen groß und fragend.
„Tante, — wo ist er — Waldeemar?“
„Dort, wo ein deutscher Mann jetzt sein muß, im Felde!“
„Fort, ohne daß ich ihn um Verzeihung gebeten? Tante, das ist das Schlimmste. Nun drängen Schwerter und Ägeln um sein teures Haupt und ich Unselige muß in Schmerzen mich winden, denn ich habe ihm so weh, so entsetzlich weh getan. Heute fühl' ich es, — verstehe es! Tante hilf mir doch — es darf ja nicht sein! Er muß noch einmal zurückkehren, ehe er seine Brust den Feinden darbietet. Ich sterbe sonst aus Angst um ihn. Ohne ein gutes Wort ist er fort! Ich Unselige — was habe ich getan. Nun ist's zu spät.“
Ein Weinkampf erschütterte sie.
Mit größter Mühe nur gelang es der trefflichen alten Dame, ihren Pflegling zu Bett und in Ruhe zu bringen. Dann eilte sie und sandte eine Depesche an den Grafen.
„Marga hat heimgesunden!“ Das sagte ihm alles.



Ein Teil der großen Speicherranlagen der rumänischen Regierung im Donauhafen von Galatz.

Die junge Erbin war so stolz auf das Meer des Lebens hinausgefahren und kehrte als eine Schiffbrüchige heim. Die lotenden Ziele waren zerronnen wie eine „Gata Morgana“. Nun lag sie blaß wie eine Puppe auf dem Ruhebet und ward von der alten Tante mit der denkbar liebevollsten Pflege umgeben.

Nichts schien sie aber aus ihrer Apathie zu reißen. Mit großen Augen sah sie in die Ferne und ihre Lippen murmelten oft: „Nun ist er fort, — wie ich ihn einst verließ.“
Tante Dorette besprach einst sorgenvoll Margas Zustand mit Helma. Diese erklärte sich sofort bereit, zu helfen. Sie war der Heimgesunden mit einem offenen Herzen und liebevoller Teilnahme entgegengekommen.
Entschieden hatte sie abgewehrt, als Marga sich einmal an

flachte: „Auch Ihnen, Helma, habe ich so wehe getan, daß ich nicht wagen darf, um Verzeihung zu bitten!“

„Das sollen Sie auch nicht, Marga. Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. Sind wir nicht alle irrende Menschen?“

„Sie sind so gut, daß mir mein Unrecht nur noch schmerzlicher auf die Seele drückt.“

Helma bemühte sich vergebens, Marga aus ihrem Brüten herauszureißen.

Eines Tages erhielt die Baronin ein Schreiben von Waldemar. Sie weinte, als sie dasselbe gelesen und sagte zu Helma: „O, ist denn alle Welt auf den Kopf gestellt? Erst war sie trotzig und nun schmollt er und macht alle meine Pläne zunichte. Ich hatte es mir so schön gedacht, daß ein milder, verzeihender Brief unsere Kränke aus ihrer Intereffselosigkeit aufrütteln würde. Aber hören Sie nun, was er mir da antwortet. Den ersten Schritt kann ich nicht tun, dafür bin ich zu nichtachtend und träntend behandelt worden. Daß meine Gefühle für Marga die gleichen wie ehemals sind, brauche ich nicht erst zu erwähnen. Aber zur Zeit sehe ich noch keine Garantien und Möglichkeiten für eine Annäherung zwischen Marga und mir. Überlassen Sie bitte alles der Zeit und — Marga selbst! Für Ihren treuen, guten Willen herzlichen Dank! Nun sitze ich hier und weiß nicht aus noch ein. War doch sonst ein so netter, lieber Junge. Gott behüte ihn nur da draußen. Unterdessen geht mir hier das Mädel verloren. Es ist ja ein Jammer, so was täglich sehen zu müssen. Ach, bestes Helma, können Sie mir nicht ein bißchen helfen. Ich weiß mir wirklich keinen Rat, nun der dumme Junge gänzlich verjagt hat.“

Helma mußte im stillen über den „dummen Jungen“ lachen. Die gute alte Dame sorgte sich um beide. Da mußte einmal energisch zugegriffen werden. Aber es galt Vorsicht.

„Lassen Sie mich nur gewähren, liebe, gnädige Frau, ich will einmal mit Marga reden.“

Sie ging in den herrlich stillen Garten. Im warmen Sonnenchein lag Marga auf einer Ottomane, die man auf die Kanonenbatterie geschafft hatte. So müde sah dies durchscheinende Gesichtchen aus. Es war Zeit, daß hier etwas geschah.

„Wie lieb von Ihnen, Helma, daß Sie mich Einsame einmal aufsuchen.“

„Einsam? Ach warum sind Sie es denn?“

„Ich bin so matt, tauge zu nichts, keine Beschäftigung erfreut mich. Fange ich etwas an, so habe ich in der nächsten Minute schon die Lust dazu verloren und gebe es auf.“

„Weil Sie es eben nicht richtig anfangen, liebe Marga. Mir ist der Tag zu kurz, ich werde gar nicht fertig mit all meinen Plänen.“

„Und Sie finden stets zu tun, stets Lust dazu!“

„Ja, ich sagte es schon. Aber Sie Arme haben in der Fremde eben das Schönste und Teuerste gelassen, das fehlt Ihnen nun!“

Helma schritt lähn auf ihr Ziel los, unbekümmert darum, ob alle Wunden dabei berührt wurden. Eine leichte Röte stieg in Margas Wangen.

„Ich verstehe Sie nicht. Was meinen Sie, was ich verloren haben sollte?“

„Ach, seien Sie nur nicht böse. Ich rede da so unbescheiden heraus, was ich denke. Lassen wir es ruhen.“

„Nein, sagen Sie mir bitte, was Sie über mich denken.“

„Gewiß nichts Schlimmes. Mir will nur scheinen, als ob die Fremde Ihr Herz erkalten ließ für das Vaterland. Durch das ganze Land geht eine Woge voll Stolz — aber auch voll Leid. Unsere tapferen Söhne und Brüder draußen geben Blut und Leben daran im Ringen um den Schutz und Sieg unseres geliebten Vaterlandes. Dabei werden auch Wunden geschlagen, — unser ist die Pflicht zu heilen und zu lindern. Das ist die Aufgabe einer deutschen Frau. Ach, hätte ich ein solches Besitztum zur Verfügung wie Sie, — die braven Feldgrauen mit den zerhiebenen Leibern sollten ein Heim darin finden und ich wollte ihnen nicht nur die Räume, nein, auch meine liebende Fürsorge widmen. Das wäre herrlich! Ein Dankesbild aus den Augen eines Todwunden, das wäre der schönste Lohn aller Mühen. Aber — leider bin ich nicht Besitzerin eines Schlosses und muß mein armes Mütterlein pflegen.“

Marga redete keine Silbe. Ihr Auge sah träumerisch über die spiegelnde Fläche des Sees.

Helma bangte ob des zweifelnden Erfolges ihrer von warmer Herzlichkeit getragenen Worten. Endlich stellte Marga eine Frage.

„Und Sie glauben, daß ich da von einigem Nutzen sein könnte? Daß es mir gelingen dürfte, Leid zu lindern, ich armes, schwaches Geschöpf.“

„Ja, Marga — das können Sie! Wir Frauen sind doch in bezug auf Schmerzertögnis stärker als jeder männliche Held. Zudem ist es unsere Pflicht, den Pöken auszufallen, auf den uns Schicksal und Vergabung weist, — das Vaterland braucht uns.“

„Helfen Sie mir, Helma! Ich will! Sehen Sie, ich bin wie

ein von der Brandung an ein unwirtliches Ufer gestrandet.“

„Nein, das sind Sie nicht. Fassen Sie Mut, da viele Menschen, denen Sie viel geben sollen.“

„Ach und dem einen?“

„Tränen begannen wieder zu fließen.“

„Gott, wird ihn gnädig heimführen.“

Da schrie Marga hell auf und klammerte sich an das Mädchen.

„Das ist's ja, das Entsetzliche! Stündlich drohen ihm und ich darf einmal für ihn beten. Ich bin ja zu spät.“

„O, was habe ich, alles getan.“

Helma erkannte, daß das Eis schmelzen wollte und zu helfen.

„O, das tötet eine rechte Liebe nicht! Die duldet — das ist's, liebe Helma, wenn ich doch den Glauben hätte, das zu gewinnen.“

„Nichts leichter als das. Lernen Sie erst wieder Ihre Kraft glauben, dann fügt sich das andere von selbst.“

„Sei meine Freundin, verlaß mich nicht. Ich habe verloren!“

„Ich bleibe bei dir, Marga, reich mir deine Hand.“

So schloß diese Stunde den Freundschaftsbund zwischen beiden Herzen. Die stolze, selbstsichere Erbin von Seeburg, deren fühnem Mute die Schwingen zum Fluge in die unendliche Ferne gegeben waren, lag nun an Helmas Fuß und klammerte sich an es, gewonnene Freundin an.

Helma Triebberg war aber auch so recht ein Wesen in und Hoffnung zu spenden. Ihre unerschütterliche Ruhe, ihre mäßige Freundlichkeit half der langsam und schwer über die ersten schlimmen Zeiten hinweg.

Margas Herz blutete aus vielen Wunden und sie warf sie noch oft darnieder. Aber von Helma ging ein Licht an der sich die Geheiterter immer wieder emporhob, lag glücklicher als Lante Dorette. Und als Marga endlich wachendem Lebenswillen die Angelegenheit mit der Behörden förderte, um aus Seeburg ein Soldatengut zu machen, da nahm die Baronin Helma in ihre Hand.

„Sie braves, gutes Mädchen! Sehen Sie sich Ihre die lebendige, schaffende Marga, — nur Ihrem Eingreifen haben wir es zu danken, daß meine ernenntem Lebensmutter wieder eine Lebensaufgabe in sich selbst gefunden hat.“

„Ach, das ist ja so wenig, was ich gegeben habe.“

„Still, verkleinern Sie nicht Ihre Mitwirkung.“

„Nur wüßte, womit ich Ihnen eine Freude bereiten.“

„Ihnen meinen Dank so recht überzeugend auszudrücken.“

Helmas klare Augen richteten sich mit ehrlicher Antlitz der gütigen Dame.

„O, Sie würden mich stolz und dankbar machen, mich nur ein wenig lieb haben könnten.“

„Ein wenig? Nein, von ganzem Herzen liebe ich Sie.“

„Ich danke Ihnen. Mein Mütterchen hat Sie oft von Ihnen. Ach, wie wären wir glücklich, dieser entsetzliche Krieg nicht wäre. Stündlich das Gefahr zu wissen, ist für ein liebendes Herz furchtbar.“

Ein Weinen erschütterte den Körper des jungen Mannes.

„Kommen Sie, Helma, weinen Sie sich nur.“

„Zu Hause darf ich mir nichts merken lassen, denn es regt sich dann stets so sehr auf.“

„Wenn das Herzchen wieder einmal schwer ist, dann Sie getroßt zu mir.“

Helma stand auf. „Ach, nun ist mir schon leichter, davon reden durfte. Wenn auch Stunden des Wehens so bin ich stolz auf meinen Janko, jetzt ist er schon Hauptmann.“

„Das „Eiserne“ hat er auch.“

„Ach, es ist eine große, schöne, schwere Zeit.“

„Wir werden sie durchhalten!“

Erstreckt führen die beiden herum. Marga stand für. Sie hielt eine Mappe mit Papieren unter dem Arm.

So mutig, so ernst klang ihr Wort. Ihr ganzes erinnerte an die eifrige Marga und doch klang es wie ein Hauch über dem ganzen Wesen, eine müde Sehnsucht brach aus ihren Augen. Doch jetzt leuchteten sie auf, fast als ehemals.

„Es ist alles geregelt! Morgen schon kommen die ersten! Wie ich mich freue. Sie sollen es gut haben und Heim finden. Wie schön ist es doch, wenn man geben und findet das Herz jetzt seinen letzten einzigen Trost.“

Die letzten Worte klangen etwas schwankend. Helma

„Ist das all dein Lebensmut? Du stehst ja erst im Anfang.“
 „Du hast recht. Ich will nicht klagen, sondern mein Leid
 vor diesen armen Menschen, deren Glieder der grauliche
 Krieg. Wir wollen sie hegen und pflegen, das sind wir
 dem Vaterlande schuldig. Der Kaiser tief — wir alle
 müssen! An uns selbst wollen wir noch nicht denken.“
 „Das ist meine Marga, wie ich sie mir wünsche!“
 Am Tages hielten Wagen und Autos vor dem Portale der
 kleinen, bleichen, Gesicht mit müden Augen, oder gesunde
 mit unruhigen Augen, aber dafür fehlte meist ein Glied.
 eine, stille Burschen, die so dankbar zu ihren Helferinnen
 und mit sehnsüchtigen Blicken von der Terrasse über
 hineinschaute.

„Das schön hier. Und wie gut, wie freundlich sind die Da-
 den, da vergißt man den blutigen Graus und Donner, man
 hat noch mehr getan haben, als das bißchen da, was
 liegt hat.“

Die Worte der feldgrauen Helden waren Balsam für die
 in des Soldaten-Genesungsheims Schloß Seeburg.

8. Ein stiller Glüd.

ein Kiese rechte und dehnte sich Deutschland, das von
 unangeheuern ringsum bedrückt, stets neue Schläge aus-
 schüttete, schritt es dahin, bald hier, bald dort die Feinde
 send. Das ganze Volk ein Guß von Stahl und Erz!
 und brachte der Krieg dem einzelnen. In der Gesant-
 es unerschütterlich und trotz aller Lüge der Feinde.
 Wagen I. Klasse des Frankfurter Schnellzuges sitzen zwei
 in erster Unterhaltung. Ein blondbärtiger Kürassier-
 ler, der zwei Stöße neben sich lehnen hat und ein junges
 Mädchen, aus dessen Augen ein tieferummer seine
 redet.

Waldemar Hohen-Arnstein und Helma Trieberg. Die letztere
 nach einer Pause zu reden.

„Sage Ihnen, Waldemar, sein letztes Schreiben war in
 ganz verzweifenden Tone gehalten. Er gab mir sein
 und schrieb solch bittere Worte, wie ich sie nie von ihm
 hatte. Aber ich weiß, es ist nur seine übergroße Liebe zu
 das niederdrückende Bewußtsein seiner Armut, welche ihm
 Worte in die Feder diktieren!“

„Ja, aber was machen wir, wenn er nun mein Aner-
 ausschlägt?“

„Ich weiß es nicht. Verzeihen Sie mir nur, Waldemar, daß
 mit meinen Angelegenheiten belästige, aber ich wollte
 zu helfen.“

„Sie bin ich, wenn Sie noch weiter um Entschuldigung
 Gütlich müßte ich Ihnen zürnen, wenn Sie mir, Ihrem
 Verwandten, die Sache nicht unterbreitet hätten. Wenn
 nicht so schwer wäre, das Helfen. Aber der brave Döbber
 ganz rabiater Mensch in puncto Ehregefühl.“

„Ich mir leid, daß Ihre Güte wohl umsonst sein dürfte.
 Ich darf es Ihnen nicht verhehlen, wie gering meine Hoff-
 nung für Ihren Plan zu gewinnen.“

„Ich glaube, die Zeit hilft da auch mit. Lassen Sie mich
 nachdenken, vielleicht fällt mir etwas Besseres ein. Also
 der Arm ist völlig unbeweglich.“

„Wie er mir schrieb.“

„Einmal gebrochen, — die Muskeln zerseht, aus dem Schulter-
 gedreht, freilich das ist ein bißchen viel. Aber wir müssen
 oder in Gang bringen. Sie geben ihn doch nie auf.“

„Und wenn ich mit meinen Händen für ihn arbeiten müßte.
 Ihren Augen war ein harter Glanz. Das Wort kam so
 ohne alle Phrase heraus, daß Waldemar ihr die Hand
 und dann zum Fenster hinaussah. Dachte er an sein
 nes Lieb? Das Herz war ihm manchmal selbst so schwer,
 te sich nach Marga oder einem lieben Worte von ihr und
 er mußte fest bleiben. Margas Genesung durfte nur aus
 Innern heraus geschehen.

„Ich dachte an Jesko, der nun ein Krüppel war und in
 übertriebenen Ehrenhaftigkeit die Braut fast mit Gewalt
 hies. Ein langes Schweigen lastete auf beiden. Schon
 der Zug über die Weichen vor der großen Halle des
 Bahnhofs von Wiesbaden, als Waldemar aufsprang:

„Ima, ich hab's, so fangen wir ihn, ich werf' ihm einen
 hin, auf den beißt er. Sollen mal sehen, es wird! Aber
 keine Zeit zu langen Erörterungen, wir sind zur Stelle.
 Sie mich nur gewähren!“

„Waldemar, was fange ich an ohne Sie? Mir ist so bange, —
 habe ihn doch so lieb!“

„War ganz blaß vor Erregung.“
 Zug fuhr mit Donnern und Rattern in die Halle. Jetzt
 Die Menschenmenge ergoß sich auf den Bahnsteig.
 „Ima sprang leichtfüßig aus dem Abteil und half dem Mit-

meister, dem eine Schrapnellkugel den rechten Oberschenkel zer-
 rissen hatte, in das Freie. Es war eine bloße Fleischwunde, die
 bald heilen würde.

Die Passanten sahen sich interessiert um, die hohe Gestalt in
 dem feldgrauen Gewande, das Eisentkreuz auf der Brust, machte
 einen imponierenden Eindruck. Der stolze Blick der lächelnden
 Augen hatte etwas Gebietendes.

Helma ergriff sorglich seine Linke und stützte ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dackel der Tante.

Humoreske von Bernhard Walter. (Nachdruck verb.)

Tante Hulda war gewiß eine achtungswürdige Dame und ich
 brachte ihr als Nefse auch das richtige Maß verwand-
 schaftlicher Zärtlichkeit entgegen. Aber das war sicher: Mit-
 unter konnte sie nicht nur mich, sondern ihre ganze Umgebung
 zur Verzweiflung bringen. Daran war niemand anders als ihr
 Dackel schuld, der den schönen Namen „Rauke“ in diesem irdischen
 Jammerthal herumschleppte.

Rauke war ein Dackel, wie es viele gibt. Er hatte ein rot-
 braunes Fell, sehr krumme Beine und ein verschmitztes, Spitz-
 bubengesicht. Es ist wohl nicht nötig, ihn noch näher zu beschrei-
 ben. Jedes Kind weiß ja, wie ein Dackelhund aussieht.

„Papa“, sagte eines Tages, als ich nach Hause kam, meine
 Frau zu mir, „morgen kommt Tante Hulda.“

Auf den Ehrentiteln „Papa“ hatte ich eigentlich keinen
 Anspruch, da wir keine Kinder hatten. Meine Frau hatte sich
 diese Bezeichnung aber seit langer Zeit angewöhnt, und so blieb
 ich denn der Papa meiner Frau.

Daß uns Tante Hulda in unserem idyllischen Städtchen am
 Bodensee wieder einmal heimsuchen würde, hatte ich längst
 erwartet. Ich brauchte daher keine Überraschung zu heucheln
 und sagte nur: „So? Na, das freut mich!“

„Ja“, wiederholte meine Frau, „morgen kommt Tante Hulda.“
 Und dann setzte sie — wie es mir vorkam, mit einem unterdrückten
 Seufzer — hinzu: „Rauke begleitet sie natürlich.“

„Natürlich“, entgegnete ich möglichst unbefangen. „Was soll
 der arme Red auch allein zu Hause beginnen? Na — und der
 Dackel?“

„Den Dackel bringt sie auch mit“, sagte meine Frau in einem
 Tone, als ob es sich nicht um den Gatten der Tante, sondern
 um ein Lebewesen handelte, das erst in weitem Abstand hinter
 dem Hundevieh in Betracht kam. Ungefähr war es auch so.
 Aber ich war über diese Rangabstufung doch etwas verstimmt.

Während meine Frau nach dem Abendbrot sah, ging ich un-
 verzüglich an die Arbeit. Allemal, wenn der Besuch des Dackels
 drohte, hatte ich die angenehme Pflicht, Raukes Lagerstätte her-
 zurichten. Zu diesem Zweck holte ich aus dem Keller eine Kiste
 mit schönen, glatthobelfellen Bänden. Diesen Behälter polsterte
 ich mit duftigem Heu aus. Dann brauchte ich nur noch meinen
 Bettvorleger zu opfern und Rauke konnte sein Lager beziehen.

Nur eine Vorsichtsmaßregel war noch zu treffen: Ich beraubte
 den Schuhhelfer seines Zuhals. Die Schuhe verstaute ich hoch
 oben auf den Schränken, und das war sehr notwendig. Rauke
 mußte offenbar zum Aufbau seines Körpers Feder dringend
 nötig haben. Sein Schuh oder Stiefel war vor seinen scharfen
 Zähnen sicher, und erst im vorigen Jahre hatte er die neuen
 Chevreux-Stiefelchen meiner Frau — sie waren etwas eng,
 aber von tadelloser Eleganz — vollständig zerknabbert.

Pünktlich waren wir am nächsten Nachmittag um vier Uhr
 auf dem Bahnhofsplatz und harrten mit etwas gemischtem Ge-
 fühlen der Dinge, die da kommen sollten. Sie kamen auch! Tante
 Hulda kletterte zuerst aus dem Wagen, und ehe ich noch meine
 herzliche Begrüßungsansprache beenden konnte, hatte ich den
 Dackel schon unter dem Arm.

Auf die Einwendungen, die mir die Tante vom Gesicht ab-
 lesen mochte, antwortete sie nur mit einem lebenswichtigen
 Lächeln: „Du wirst mir gewiß den Gefallen tun, lieber Oskar,
 den Dackel zu tragen, bis wir aus dem Gedränge am Bahnhof
 heraus sind. Wie leicht könnte das arme Tierchen verletzt wer-
 den, und Heinrich ist mir zu unzuverlässig!“

Darauf konnte endlich die unterbrochene Begrüßung fort-
 gesetzt werden. Heinrich — das war der Dackel — besorgte dann
 das Gepäc. Ich hätte ihm diese Arbeit gerne abgenommen,
 aber ich mußte ja das „arme Tierchen“ hüten.

Wir warteten geduldig auf den Dackel. Rauke verhielt sich
 zuerst ganz brav. Dann wurde ihm die Sache langweilig. Er
 erinnerte sich, daß er eigentlich ein Jagdhund sei, und bohrte
 seine feuchte, kalte Schnauze in meine Rocktasche, als wollte er
 dort einen Dachs ausspüren. Da mir die Tante gerade den
 Rücken zuwandte, gab ich ihm einen Klaps auf die Backenohren.



Sanitätskolonne auf dem Marsch zu Schlachtfeld. (Mit Text.)

Das nahm mir Naute sehr übel! Er erhob ein Gequietsche, als ob jemand versucht hätte, ihm die Haut bei lebendigem Leibe abzugiehen. Tante Hulda drehte sich empört um. Ich bekam einen roten Kopf und stammelte etwas von „Gedränge — Packträger — und so . . .“ Hierauf behauptete die Tante: „Rohe Menschen gibt es überall!“ Und dann streichelte sie den geliebten Tadel, um ihn für die erlittene Unbill zu trösten. Naute ließ sich das gern gefallen. Er verdrehte die Augen, daß nur noch das Weiße zu sehen war, und schielte mich recht schadenfroh an.

Endlich setzten wir uns in Bewegung, und ich konnte den Tadel laufen lassen. Er gab seiner Freude über die wieder-

erlangte Freiheit durch lautes Gebell Ausdruck. — Dann biß er einen vorüberfahrenden Radler in die Wade, warf einen gefüllten Müllseimer um und zog einem kleinen Jungen das aus den Hosentaschen heraushängende Hemd noch weiter hervor. Die Tante wollte sich vor Lachen

ein kühler Windhauch leise darüber hin und wirbelte kleine Wellen auf, welche dann mit melodischem Rauschen an den Uferkiefern zerstäubten. Eifertig zog ich einen Kahn heran. Wir stießen ab und wollten uns schon der feierlichen Abendstimmung hingeben, da erscholl am Ufer ein markerschütterndes Geheul: Naute war nicht zum Mitfahren eingeladen worden! Das Boot bekam einen plötzlichen Ruck, Tante war mit ihren zweihundert Pfund vom Sitz auf den Boden. Sie warf mir einen bösen Blick zu und befahl, sofort loszulegen. Aber ehe das Mandat noch ausgeführt werden konnte, hatte Naute schon gehandelt. Er stürzte sich mit einigen Sackeln in die Fluten und schwamm gravitativ zum Kahn zu. Nachdem er glücklich an Bord befördert worden war, vergoß Tanchen helle Tränen ob dieses Verveijes anhänglichkeit. Am liebsten hätte sie den Rötter aufgenommen. Das verbot sich aber von selbst, denn Naute

Gegen Abend schlug ich einen Spaziergang durch die Hafenanlagen vor. Die Tante willigte ein, aber unter der Bedingung, daß Naute mitkommen würde und daß ich sorgsam auf ihn aufpassen würde, damit er sich in dem fremden Lande nicht verlaufe. Ich versprach heilig, ihn wie meinen Augapfel zu beschützen und vertiefte mich mit Onkel in ein anregendes Gespräch über die neuen Luftschiffe, die Staaten an den Seeufern und andere erbauliche Dinge. Tante Hulda bekam plötzlich eine Nahnpartie zu machen. Der Kahn aber auch köstlich! Die weite See lag jetzt wie ein blaues Meer vor unseren Augen. Nur manch-



Oberleutnant Steinbauer. (Mit Text.)



Verstärkter Beobachtungsposten bei den deutschen Stellungen in der Gegend von Pinsk. (Phot. Zeltziger Pressebüro.)

auszuschütten. Ich hatte jedoch Mühe, den heulenden Knirps zu beruhigen. Als wir zu Hause angekommen waren, mußte ich zunächst für die leiblichen Bedürfnisse unseres vierbeinigen Gastes sorgen. Darauf legte sich Naute auf der Veranda zur Ruhe nieder und fing an zu Schnarchen.



Eine vollständig zerstörte Kohlengrube bei Lens.

ien etwas eigentümlichen Geruch aus, der mit Beilchenduft
ht die geringste Ähnlichkeit hatte. Außerdem war er natürlich
ichnaß und hatte uns schon mit einem feinen Sprühregen
dacht, als er sich das Wasser abgeschüttelt hatte.

An einem der nächsten Tage unternahmen wir eine Dampfer-
rt nach Bregenz. Wir hatten uns schon frühzeitig auf den

rechnen, daß sie uns sicher mit einem hübschen Sümmdchen in
ihrem Testamente bedenken würde. Daraus wäre jedoch nichts
geworden, wenn ihrem braunen Liebling durch meine Schuld
ein Unheil zugestoßen wäre. Der schöne Waldspaziergang wurde
mir freilich etwas getrübt, weil ich immer auf das Hundegekläff
hören mußte. Ließ sich Raute eine Weile nicht hören, so drang



Polnische Post. Nach dem Gemälde von A. von Bierusz-Kowalski. (Mit Text.)
Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

gemacht und wanderten nun wohlgenut auf schattigen
Wegen nach dem Gebhardsberg. Raute tobte sich nach
genst im Walde aus. Ich gab scharf auf ihn acht. Daß
mir besonders ans Herz gewachsen war, hätte ich allerdings
behaupten können; dazu hatte er mich schon zu oft geärgert.
er Tante Hulda hatte keine Kinder, und ich konnte darauf

ich in das dichte Waldgebüsch ein und atmete erleichtert auf,
wenn er wieder vor mir auftauchte.

So waren wir glücklich auf dem Gebhardsberge angelangt.
Wir hatten schon oft die herrliche Aussicht genossen, die sich von
hier auf die majestätischen Vorarlberger und bayerischen Alpen,
auf das idyllisch zu unseren Füßen liegende Rheintal und die

lieblichen Ortschaften um den Bodensee den erlauchten Augen bot. Das reizende Bild nahm uns immer wieder gefangen, und wir schauten auch heute lange in diese Pracht, die sich bei dem klaren Sommermorgen in ihrer ganzen Schönheit enthüllte.

Endlich hatten wir uns satt gesehen und schickten uns zum Abstieg nach Bregenz an. Tante Hulda sah sich plötzlich unruhig um. Dann blidte sie mich an und fragte: „Wo ist denn Raute?“

Wir wurde auf einmal ganz heiß, doch sagte ich sorglos: „Der kann nicht weit sein. Soeben ist er noch um uns herumgesprungen.“

Das war zwar gelogen. Ich hatte den Dackel, seit wir auf dem Gebhardsberge waren, völlig vergessen, war jedoch tatsächlich überzeugt, daß er sich nicht weit entfernt haben konnte.

Schleunigst begab ich mich auf die Suche. Ich drang tief in den Wald ein und schrie aus voller Lungenkraft: „Rau—le—e! Rau—le—e!“ Kein Hundegelläch antwortete. Eine Amsel sah mich mit ihren klugen Augen höhnisch an, ein Eichhörnchen turnte, erschreckt durch mein Gebrüll, bis in die höchsten Zweige einer Tanne, im Laub raschelte eine Eidechse — sonst war kein lebendes Wesen zu sehen und zu hören, am allerwenigsten ein rotbrauner Dackel mit sehr krummen Beinen und einem verschmizten Spitzbubengesicht. Ich kroch noch tiefer in das Waldesdickicht hinein. Dürre Zweige schlugen mir ins Gesicht. Auf dem glatten, mit Nadeln überfüllten Boden glitt ich aus. Ich rief den schönen Namen „Raute“ in alle vier Windrichtungen — alles vergeblich! Raute war wie vom Erdboden verschwunden.

Trübselig gab ich schließlich meine Bemühungen auf und arbeitete mich aus dem Walde heraus. Tante, Onkel und meine Frau waren nicht mehr zu sehen; ihnen hatte meine Abwesenheit zu lange gedauert. Glücklicherweise hatten wir aber davon gesprochen, daß wir das Mittagmahl im Hotel „Kaiserhof“ einnehmen wollten. Dahin waren sie zweifellos vorausgegangen. Ich begab mich zunächst nach dem Bregenzer Polizeiamt und lieferte eine genaue Beschreibung des abhanden gekommenen Dackels. Dann hinterlegte ich zehn Kronen, zum Teil als Belohnung für den ehelichen Finder, zum Teil als Vorausbezahlung für etwaige Transportkosten. Auch meine Wohnung und Fernsprechnummer gab ich an. Damit hatte ich alles getan, was in einem so schwierigen Falle überhaupt getan werden konnte, und ging in den Kaiserhof.

Tante Hulda verzog bei der ausführlichen Schilderung meiner vergeblichen Anstrengungen spöttisch den Mund und meinte spitz: „Ich weiß es ja schon lange, daß ihr kein Herz für das Tier habt. Dein Eifer wird nicht sehr groß gewesen sein, sonst hättest du den armen Raute wohl gefunden. Gewiß freust du dich im Innern, daß er verschwunden ist und daß du nun nicht mehr auf ihn aufpassen brauchst.“

Ich beteuerte das Gegenteil. Meine Frau unterstützte mich kräftig und sagte:

„Du irrst dich, Tantchen! Wir freuen uns allemal riesig, wenn du uns deinen lieben Besuch meldest. Aber wenn du uns schreibst, daß Raute mitkommt, dann ist die Freude noch größer.“

Ich sah meine Frau von der Seite an. Sie wurde etwas rot, ließ sich aber nicht stören. Wirklich gelang es auch ihrer Beredbarkeit, Tante Hulda soweit zu befähigen, daß sie sich herbeiließ, ihr Mittagessen zu verzehren. Es schmeckte ihr auch vorzüglich, obgleich sie vorher erklärt hatte, daß sie keinen Bissen hinunterwürgen könnte, solange Raute nicht gefunden worden sei.

Nach dem Essen erklärte sie sehr bestimmt: „Mir ist der Tag verleidet. Ich fahre mit dem nächsten Dampfer zurück!“

Alle meine Einwendungen, daß der schöne Tag doch gehörig ausgenutzt werden müßte, daß wir hier in Bregenz den verloren gegangenen Raute doch am sichersten finden würden, schnitt sie mit den Worten ab: „Nein, ich mag nicht! Hier würde ich nur immer an meinen Verlust erinnert werden.“

Wir fügten uns schließlich ins Unvermeidliche, und in gedrückter Stimmung wurde die Fahrt nach Friedrichshafen zurückgelegt.

Als wir in meiner Wohnung am Kaffeetisch saßen, raffelte plötzlich die Telefonklingel. Mich ergriff es wie eine freundige Ahnung. Ich sprang nach dem Apparat und meldete mich: „Hier Oskar Stammeler. Wer dort?“

„Hier Kaiserlich-Königlich Österreichisches Stationskommando Bregenz! Sie sind doch der Herr, der auf seinen Hund nicht aufgepaßt hat — bitt' schön!“

„Ja, der bin ich. Ist der Hund gefunden worden?“

„Ja, vor einer halben Stunde hat man ihn hier eingeliefert — bitt' schön.“

„Ist es auch der richtige?“

„Das glaub' ich schon. Können Sie mir vielleicht ein besonderes Kennzeichen angeben — bitt' schön?“

„Ja, freilich. Ist der Hund in Ihrer Nähe?“

„Ja. Er liegt am Fenster in der Sonne.“

Mein Inneres jubelte — Raute lag immer in der Sonne.

„Dann sehen Sie ihn doch einmal an. Das linke Ohr ist in der Regel ungeklappt.“

Kurze Pause. Dann meldete sich wieder das kaiserlich-königlich Österreichische Stationskommando: „Das kann ich mir vorstellen. Er liegt gerade auf dem linken Ohr.“

„Dann rufen Sie ihn doch einmal bei seinem Namen.“

„Wie heißt er denn?“

„Raute!“

„Wie ???“

„Rau—tee! A wie Nathan, A wie Anton, U wie Emil!“

„Aha, jetzt versteh' ich. Also Raute!“

Wieder kurze Pause. — Dann ließ sich das kaiserlich-königlich Österreichische Stationskommando wieder vernehmen: „Ist der Hund gefunden, aber er kommt nicht!“

Nun war es ganz sicher: Raute kam nie, wenn man ihn rief. „Schön“, rief ich in den Schalltrichter, „das ist der richtige Hund.“

„Wollen Sie ihn hier abholen — bitt' schön?“

„Nein, das ist mir zu weit. Schicken Sie ihn doch am nächsten Zuge im Gepäckwagen!“

Anscheinend reifliches Nachsinnen. Dann drang es in mein Ohr: „Der nächste Zug kommt aber erst in der Nacht um 11 Uhr nach Friedrichshafen.“

„Das schadet nichts! Ich hole den Hund am Gepäckwagen.“

„Ja, dann wird's gehen. Und was soll ich mit dem machen — bitt' schön?“

„Geben Sie dem Einlieferer des Hundes fünf Kronen, bezahlen Sie die Frachtkosten, und für den Rest trinken Sie eine Flasche Tiroler Roten!“

„Rüß! d'Hand, Herr Baron! O'horfamster Diener Baron!“

„Schon gut! Ich danke Ihnen auch sehr. — Schluss.“

Bergnügt hängte ich den Hörer auf, drehte mich herum und — vernahm einen gellenden Aufschrei! Tante Hulda, die Reugier getrieben, sich dicht hinter mich zu stellen, hatte dem Gespräch soviel wie möglich mit anzuhören. In der Freude, daß Raute gefunden worden war, hatte ich sie so kräftig auf die große Zehe getreten. Doch nahm mir das die nicht weiter übel. Ein freundlicher Schimmer verklärte ihre Stirn. Als ich ihr das geführte Gespräch ausführlich berichtet hatte, sie kurz: „Ich gehe um zwölf Uhr mit auf den Bahnhof.“

„Nein, Tantchen!“ wehrte ich ab, „das geht nicht! Hier es hier am Tage auch ist, so kühl wird es in der Nacht, wo der kalte Wind vom Schweizer Ufer herüberweht. Du dich erkälten, und das wäre die Sache nicht wert. Sei besorgt, ich bringe Raute sicher nach Hause. Ich lasse ihn laufen, sondern trage ihn wieder unter dem Arm.“

„Gut!“ meinte die Tante, „dann will ich hier warten, bis ich gehe nicht eher schlafen, als bis du mir das Tierchen heimlich kamm dich ja begleiten, damit du nicht so allein bist.“

Der Onkel war hierzu gerne bereit. Der Tag veranlaßte angeregter Unterhaltung, wie sie sich immer einstellt, wenn ein angenehmes Ereignis erwartet wird.

Um elf Uhr zogen wir ab. Wir spazierten erst eine Weile am See entlang, genehmigten dann auf der Terrasse der einen Schlammerschoppen und waren schon um dreizehn Uhr am Bahnhof.

Der Zug lief pünktlich ein und ich eilte nach dem Gepäckwagen. In der geöffneten Tür stand der Packmeister und winkte sich die heiße Stirn. Ich streckte ihm beide Hände entgegen und sagte: „Na!“

Der Mann verstand die Bewegung falsch. Er drückte auf meine Rechte und sagte ebenfalls: „Na!“

„Wo haben Sie denn den Hund?“ fragte ich ungeduldig.

„Aha“, sagte der Packmeister, „Sie meinen den Ausreißer: „Ausgerissen war er“, entgegnete ich, „das stimmt nicht, jetzt ist er doch wieder da!“

„So?“ erkundigte sich der Packmeister. „Wo ist er denn?“

„Mir kam es vor, als wenn es mit dem Manne nicht ganz richtig im Kopfe wäre. Bei der Hitze, die den ganzen Tag herrschte, wäre das auch kein Wunder gewesen. Ich habe mich daher zur Ruhe und sagte: „Das müssen Sie doch selbst Sie haben ihn ja mitgebracht.“

„Nein“, erwiderte der Packmeister mit der größten Seelenruhe, „mitgebracht habe ich ihn nicht. Ich dachte, Sie hätten ihn.“

Nun blieb mir der Verstand stehen. Da mischte sich das Gespräch: „Ihnen ist doch in Bregenz ein Hund als Empfehlung nach Friedrichshafen übergeben worden?“

„Das ist schon richtig“, gab der Packmeister zu, „aber ist fort!“

„Nort?“ wiederholten der Onkel und ich wie aus einem Munde.

„Ja,“ sagte der andere, „der ist fort.“ Und nun wurde er selig: „Sehen Sie, meine Herren, die Sache war so: Als den Hund in Bregenz übernommen hatte, da hab' ich ihn mit einem Strid festgebunden. Da hat er immer so geheult und gequiekt, daß ich es nicht mehr aushalten konnte. Drum hab' ich ihn im Gepädwagen frei herumlaufen lassen. Das er aber nicht lange so getrieben. Er suchte sich eine Stille aus und schlief ein. Zwischen Wasserburg und Nonnenhorn saßen wir eine Weile auf freier Strede halten. Im Wagen war bei der Hitze so arg dämpfig. Da hab' ich die Tür aufgemacht, ein wenig frische Luft zu schöpfen. Auf einmal fauchte das Thier mir zwischen den Beinen durch, so daß ich vor Schreck fast vom Wagen gefallen wäre. Ehe ich mich noch erholt hatte, da der Hund schon verschwunden. Ich hab' nur noch aus der Luft sein freudiges Bellen gehört. Dann sind wir weitergefahren.“ Wir starrten den Sprecher wie versteinert an. Er mochte wohl merken, daß uns die Sache mehr zu ragen ging als er geglaubt hatte, deshalb fügte er seiner Rede noch die gutgeinterten Worte hinzu: „Na, er wird schon überkommen!“ und begab sich wieder zu seiner Arbeit.

Mit diesem schwachen Troste mußten Tante Hulda unter die Augen treten. Sie weinte nicht, sie schrie nicht, aber sie sah mich mit so merkwürdigen Augen an, ob sie das alles für Schwindel hielt, was da erzählte. Ich versprach ihr, morgen aller Frühe nach Nonnenhorn zu fahren und dort die ganze Gegend nach unserem Miste abzusuchen. Dunkel Heinrich verabschiedete sich, in allen Zeitungen, die in der Gegend gelesen wurden, auffallende zeigen aufzugeben, so daß Tante Hulda sich ein wenig getrostet zu Bett ging. Ich hielt mein Versprechen getreulich, aber nirgends auch nur die geringste Spur von dem Flüchtling entdecken. Müde und abgepaunt kam ich am Abend nach Hause und beantwortete die summen Fragen der Tante und der Frau nur mit einem Kopfschütteln.

Drei bange Tage verstrichen, ohne daß wir von dem vermissten Raute etwas hörten. Endlich, am Morgen des dritten Tages, erhielt ich einen Brief, der uns alle mit großer Freude erfüllte. Tante Hulda war wirklich in der letzten Zeit ausstehlich gewesen! Der Brief war aus Hemigkofen und hielt in einem etwas absonderlichen Deutsch die Mitteilung, daß sich ein Hund, wie er in der Zeitung beschrieben war, eingefunden habe. Er wäre sehr faul und läge immer in der Sonne. Die kürzere und deutlichere Charakterisierung Rautes konnte es mir nicht geben! Ich schrieb sofort einen Eilbrief nach Hemigkofen und ersuchte, den Hund unverzüglich als Expressgut unter Verabnahme sämtlicher Auslagen und von zehn Mark als Finderlohn an meine Adresse zu senden.

Der nächste Tag verstrich in fieberhafter Spannung. Tante Hulda schickte mich zehnmal nach der Güterstelle, wo ich mich umsehen mußte, ob das Expressgut noch immer nicht eintreffen wäre. Der Tag neigte sich schon zu seinem Ende. Wir saßen gerade beim Abendbrot — da polterte es an der Tür und eine rauhe Stimme erklärte, daß hier eine Kiste abzugeben sei. Ich sprang hinaus, drückte dem Manne ein ansehnliches Trinkgeld in die Hand und griff nach den Werkzeugen, die ich mir schon früh um sechs Uhr zurechtgelegt hatte. Tante, Dunkel und ich — alle umstanden mich, als ich mich anschickte, die Kiste aus dem Dedel der Kiste zu ziehen. Endlich war das Werk gescheit: Der Dedel sprang herunter und aus der Tiefe der Kiste kroch eine spitze Dadschnauze auf, gefolgt von zwei Pfoten, die sich auf den Rand der Kiste stützten. Schließlich kam ein sehr langer, walzenförmiger Körper zum Vorschein. Ich traute meinen Augen nicht recht. Kurzschichtig war ich doch gewiß nicht, aber was sich da aus der Kiste entwickelte, war etwas sehr Merkwürdiges. Raute mußte sich offenbar in einem Schornstein eingeklemmt haben; denn er war ganz schwarz. Noch starrten wir alle das Angeheuer an, das sich langsam aus der Kiste immer mehr vorstreckte, da rief Tante Hulda mit einem schmerzlichen Schrei: „Das ist ja gar nicht Raute!“

Der Hund erschrak bei dem Schrei, kletterte vollends aus der Kiste heraus, und als ich ihn festhalten wollte, schnappte er giftig nach meiner Hand. Dann machte er ein paar Sätze über die Treppe und — war im Dunkel der Nacht verschwunden! Tante Hulda reiste am nächsten Tage ab — ohne Raute. Dunkel nahm sie mit.

Sonderbares Zahlungshindernis.

Bei der Kapitulation von Paris im Februar 1871 war der Stadt bekanntlich eine Kriegskontribution von zweihundert Millionen Franken auferlegt worden. Diese Summe wurde auch ganz bezahlt; allerdings gab es dabei ein kleines tragi-komisches Intermezzo, das wenig mehr bekannt sein dürfte. Die Zahlung hatte bereits anstandslos begonnen und schon rüstete sich das große Hauptquartier in Versailles, um in den ersten Märztagen nach der Heimat aufzubrechen, da stellten die Franzosen die Zahlung auf einmal plötzlich wieder ein. Der Grund war allerdings recht harmlos, aber gewiß merkwürdiger Natur, so recht bezeichnend für den starren Kopf des französischen heiligen Bureaucratismus.

Beim Kanzler Bismarck erschienen nämlich eines Tages die französischen Minister Jules Favre und Bonnet-Quartier mit der unerwarteten Eröffnung, die Bank von Frankreich sei außerstande,

Reizbild.



Wo ist der Wärendjäger?

die Weiterzahlung der noch fehlenden hundert Millionen nach den vereinbarten Bedingungen zu leisten; das Geld liege zwar bereit, aber die Bank sei leider nicht im Besitze der nötigen — Geldsäcke. Man wäre deshalb genötigt, die Geldstücke unverpackt abzuführen, was für Zahler sowohl wie für Empfänger zeitraubend und lästig wäre, so daß der Zahlungstermin nicht einzuhalten sei. Da in diesem Fall die Geldstücke einzeln eingezählt und ebenso nachgezählt werden mußten, während die Geldsäcke, die jeweils eine bestimmte Summe zu einem bestimmten Gewicht enthielten, nur gewogen zu werden brauchten, mußte der letzte Entwand der Franzosen als berechtigt angesehen werden und Bismarck überließ sofort, mit welchen Schereereien er und die das Geld einnehmende Generalintendanten zu kämpfen hätten. Er erbarmte sich also der bedrängten Franzosen und ließ sofort telegraphisch deutsche Fabriken mit der Lieferung des Stoffes für die benötigten Geldsäcke beauftragen. Der Finanzminister Bonnet-Quartier war damit zufrieden; doch als der Stoff angelangt war und den Franzosen übergeben wurde, ergab sich ein neuer, unerwarteter Anstand. Der erste Finanzminister der zweiten französischen Republik wollte nämlich nun auch noch die deutschen Geldsäcke — bezahlt haben! „Erzählen,“ meinte er zu Bismarck, „für jeden Geldsack berechnet die Bank von Frankreich nach Gesetz 75 Centimes, und dieser Betrag — hin —“

Der ob solcher „Raivität“ verblüffte Kanzler unterbrach den Sprecher mit einem kurzen: „Wir bezahlen jeden einzelnen Sack.“ Befriedigt zogen die edeln Pariser ab und schon am folgenden Tage wurde die Weiterzahlung wieder aufgenommen und auch weiterhin anstandslos zu Ende geführt. Mit der letzten Geldlieferung traf aber auch wirklich prompt die Rechnung der Bank von Frankreich ein für die deutscherseits gelieferten Geldsäcke, die sich auf nicht weniger als 23500 Franken belief, und sofort ebenso prompt — von der Kontributionssumme — bezahlt wurde. Auch der sonst so peinlich gestrenge Oberrechnungschof genehmigte später diese sonderbare Ausgabe der 23500 Franken; nachdem man sich die Mühe genommen hatte, die französische Bankordnung einer genauen Durchsicht zu unterziehen.

Der französische heilige Bureaucratismus konnte mit seinem Geschäft wohl zufrieden sein.

L. M.

Hüte dich, Mägdlein!



Um weht der soje Vorfrühlingswind,
So macht er's alljährlich im März.
Sib acht, du junges, du schönes Kind,
Er fahndet nach deinem Herzen.
Hüte dein Herzlein, o Mägdlein fein,
Laß, o laß nicht den Märzwind hinein!
Schneidelnind weckt er die Beilchen im Wald,
Die schlafenden dranten im Grunde.
Weckt auch in jungen Herzen gar bald
Liebe mit sojendem Munde.
Hüte dein Herzlein drum, Mägdlein fein,
Laß, o laß nicht den Märzwind hinein!
Müßn dann die Beilchen und blüht die Lieb,
Wacht er sich schnell aus dem Staube,
Und dem Märzrost, dem eisigen Dieb,
Werden die beiden zum Raube.
Hüte dein Herzlein drum, Mägdlein fein,
Laß, o laß nicht den Märzwind hinein!

Johanna Weißbach

Unsere Bilder

Eine Sanitätskolonne auf dem Marsch zum Schlachtfeld. Unser Bild ist eine Aufnahme vom Kriegsschauplatz und zeigt, wie sich eine Sanitätskolonne nach Beendigung des Gefechts zum Abziehen auf das Schlachtfeld begibt.

Oberleutnant Steinbauer, der, wie gemeldet, das französische Dinienschiff „Gaulois“ im ägäischen Meer, den Transportdampfer „Dernia“ und einen anderen bewaffneten Transportdampfer versenkte, war auch Kommandant jenes U-Bootes, das am 5. Okt. den 18150 Tonnen großen Cunarddampfer „Franconia“ versenkte.

Polnische Post. Nach dem Gemälde von A. v. Wierusz-Kowalski. Kein lässiges Kulturbild. Man hat sonst, wenn man Zustände, die das Gegenteil von Ordnung sind, bezeichnen wollte, von polnischen Zuständen geredet und verwirrt und verwirrte Einrichtungen polnische Wirtschaft geheißen. Jetzt tut man's nicht mehr, nachdem wir uns mit den Polen angefreundet haben und Aussicht vorhanden ist, daß die Zustände dort einer Erneuerung und Verbesserung entgegengehen werden. Auch von der polnischen Post, die uns unser Bild vorführt, könnte man nicht gerade in jenem verächtlichen Ton reden. Höchstens, daß es bei der polnischen Post offenbar recht gemütlich zugeht. Der kaiserlich russische Postillon hat seinen bequemeren Sitz den beiden Bauernmädchen eingeräumt und begnügt sich in seiner Galanterie mit einem Stehplatz hinten auf den Schlittenläufen, wie's bei uns die Buben machen, welche gerne einem vorüberfahrenden Schlitten hinten anspringen und sich so eine Strecke weit Freifahrt gestatten. Es hat übrigens auch noch einen besonderen, etwas selbstsüchtigen Grund. Deun eine Unterhaltung müßte Jwan doch mit den beiden führen; so ist er ihnen viel näher und es läßt sich von dort viel bequemer schälern, als wenn er vorne säße, sich den Hals schier verrenkte und erst nicht viel von der Unterhaltung hätte. So überläßt er wie ein feiner Ritter seiner Dame die Zügel, und fährt wie Unterhaltung gehen flott weiter. In unserem peinlich geregelten Postdienst läme allerdings so etwas nicht vor; auch sind unsere Postbeförderungsmittel nicht so primitiv wie dieser kaiserlich russische Postschlitten. Aber der Verkehr ist ja dort auch nicht so reger wie in den dichtbevölkerten Ländern wie den westeuropäischen, und der kaiserlich russischen Verwaltung darf man schon etwas zugut halten.



Der Bahermeister, eine künstlerische Erinnerungsgabe an den Weltkrieg.

Er enthält dreißig aneinanderhängende vierfarbige Bilder von den Kämpfen und den Siegen unserer Truppen und Führer, sowie von der Kriegsarbeit in der Heimat. Vorzugsstücke sind zum Preis von 50 Mark, Silbermedaille für 20 Mark und versilberte Stücke für 5 Mark von der Bayerischen Kriegsinvalidentfürsorge in München zu beziehen, der der Erwerb zugute kommt. Das originale Gegenstück wird nicht nur Sammlern willkommen sein, sondern es eignet sich auch als Erinnerungsgeschenk für alle am Weltkrieg Beteiligten.

Allerlei

Der Sprachreiniger. Diener: „Pardon, Herr Bureauchef.“ Herr: „Gewöhnen Sie sich doch endlich die Fremdwörter ab. Man sagt nicht Pardon, sondern Verzeihung, und dann bin ich nicht Bureauchef, sondern Königlichkeiten, Sie idiot!“

— Musiker, zur Wirtin: „Was kostet dieses Zimmer einschließlich Klavierbenutzung?“ Vermieterin: „Das kann ich Ihnen so nicht sagen; da müssen Sie mir erst etwas vorpielen.“

Der berühmte Maler Vaci erhielt von einem Edelmann den Auftrag, sein Porträt zu malen. Es war sehr gelungen und Vaci verlangte 100 Scudi dafür. Der Edelmann versicherte, er werde bei Abholung des Bildes das Geld senden. Da dieses aber nach Ablauf eines Jahres nicht erfolgte, so malte Vaci über das Porträt ein eisernes Gitter mit der Aufschrift: „Wegen Schulden im Gefängnis“, und stellte es an einem auffallenden Orte seines Ateliers auf. — Mehrere Besucher dieses Ateliers erkannten augenblicklich den Edelmann, und ein Freund seiner Familie benachrichtigte hieron den reichen Oheim desselben, der sich zu Vaci begab, die Summe bezahlte und so seinen Neffen aus dem Gefängnis erlöste. St.

Die Frau mit dem Bart. In der Sammlung völkertümlicher Bilder des Naturforschers Joh. Friedr. Blumenbach (geb. 1752 in Gotha, gest. 1840 in Göttingen) befindet sich das Bildnis einer Frau, das beinahe als das eines Mannes gelten kann, denn die Dargestellte trägt einen stattlichen Vollbart, der ihr bis tief auf die Brust herabreicht. Nur die Köpfe, die aus der Mähne herausragen, und das geschnürte Nieder deuten das weibliche Wesen an. Die Unterschrift des lebensgroßen Bildes lautet: „Wahre Abbildung von Elisabetha Knechtin, eines Bauern Tochter, nächst Appenzell in der Schweiz geboren 1620, ist 8 Jahre verheiratet gewesen und im 84. Jahre ihres Alters annoch am Leben abgemalt worden.“ Es handelt sich bei dieser Frau um einen höchst seltenen Fall von Abweichung vom gewöhnlichen Körperbau. P. S.

Vereinfachte Schneefahrt. In sehr praktischer Weise hat Neuport das Problem der Schneefahrt aus seinen Straßen gelöst. Es läßt den so sehr hinderlichen Schnee in starken eisernen Kästen sammeln, die auf Rädern gehen. Sie werden durch Dampfmaschinen bewegt, und der Dampf wird zugleich durch Röhren in den Sammelbehälter geleitet. Das bringt den Schnee schon während der Fahrt zum Schmelzen. Ebenfalls

während der Fahrt fließt das Schmelzwasser ab, und so wird für die Aufnahme neuer Schneemassen Platz geschaffen. Man haben schon vorher den Schnee an verschiedenen Punkten ab und so oft der Dampfswagen einen dieser Schneehaufen erreicht, um von den Schneeschauflern von neuem gefüllt zu werden, von diesen Wagen haben die Riesenstädte mit größerem Erfolge Schnee befreit als sonst 75 Wagen nach dem alten Abfuhrsystem.

Gemeinnütziges

Bei jedem Gange zum Bienenhause beachte man immer Fluglöcher und Ausflugsbretter! Sie sagen uns oft mehr als einmal ganz unnötige Untersuchung. Im zeitigen Frühjahr ist Vorsicht doppelt geboten, weil die Öffnungen leicht durch Feste verlegt werden. Die Bienen durch eine Kieselröhre oder rechtwinklig umgebogene Röhre unter möglicher Ruhe für die Bienen gehen.

Obstsorten, die leicht zu leiden, sollten möglichst Wibling veredelt, angebaut werden. Die Zwergunterlage Bäume meist eher zum Ertrag vermehrt durch die Veredelung des Saftumlaufes des ganz bedeutend.

Am den Wuchs der zu fördern, ist eine mögliche Fütterung und viel Bewässerung. Gegen die Kälte schützen nur die ersten drei Wochen empfindlich.

Kartoffelsalat ohne bringt etwa 1/4 Liter Kochen und rührt dann einen Kaffeeselöffel Kartoffel ein, daß es eine dünne Masse gibt, füllt Essig, Salz und Pfeffer und schüttet es halb erkaltete Kartoffeln. Auch bei Salatsalaten verwendbar.

Schmutzig gelbe oder graue Streifen und verlaunene frischer Wäsche rühren von den unsauberen Wäscheleinen her, die längeren Gebrauch grau geworden sind. Wenn man dies bemerkt, die Wäscheleine sehr gut gereinigt werden. Man kocht eine Lauge von Soda und gießt diese in ein flaches Waschgefäß über die Wäsche. Mit einer Handbürste reibt man die Sodalaugelüftung in die Wäsche, bis sie ganz sauber ist, spült mit reinem warmem Seifenwasser, legt sie dann in flares, warmes Wasser, worin sie zum letztenmal gewaschen wird. Auf dem Boden oder in einem anderen großen, luftigen in dem weber Kohlenbrennstoffe oder andere staubige Sachen untergelegt wird die Wäscheleine zum Trocknen ausgehängt. Es genügt auch, über ein sauberes glattes Brett, eventuell Plättbrett, zu hängen. Wäscheleinenpanner eignet sich am besten dafür. Man muß die Wäsche glatt und sorgfältig aufspannen, in der Nähe des Ofens oder am Fenster trocknet das gleichmäßig aufgehangene Wäschelein am schnellsten.

Quadraträtsel.

A	A	B	D
D	E	E	I
I	K	L	N
N	O	O	V

Bilderrätsel.

Die Zusammenstellung der 16 nebenstehenden Buchstaben ist so vorzunehmen, daß die wagerechten und senkrechten Reihen gleiche Wörter ergeben. — Die Bedeutung derselben ist: 1) Eine Stadt in Algerien. 2) Ein ausländischer Schriftsteller. 3) Eine griechische Gottheit. 4) Ein Gesellschaftsstand. Joh. Heine.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:
Lob, Los, Lot.

Alle Rechte vorbehalten.
Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und
gegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.